

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 6

Artikel: Unser Schulsystem, ein Haus ohne Treppen
Autor: Müller-Guggenbühl, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unser Schulsystem, ein
HAUS
ohne Treppen

VON SEMINARDIREKTOR DR. FRITZ MÜLLER-GUGGENBÜHL

Über unseren Schulen liegt ein Schatten: Die Übertrittsnot. Sie zermürbt Kinder, Eltern und Lehrer. Ausserdem bietet das heutige ungefreute System keine Sicherheit für eine richtige Auslese. Der Verfasser zeigt Wege auf, die aus dieser Sackgasse herausführen.

«Soweit als ich den gesamten Unterricht kannte, kam er mir wie ein großes Haus vor, dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher, vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittlern wohnen dann schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten, und wenn etwa einige Gelüste zeigen, in ihrem Notzustand etwas tierisch in dieses obere Stockwerk hinaufzuklettern, so schlägt man ihnen, wo man das sieht, ziemlich allgemein auf die Finger und hie und da wohl gar einen Arm oder ein Bein, das sie bei diesem Hinaufklettern anstrengten, entzwei!»

Als Johann Heinrich Pestalozzi, den jedermann lobt, aber niemand liest, das schweizeri-

sche Schulwesen mit diesen Worten charakterisierte, hatte Zürich 10 000 Einwohner. Miststöcke standen beidseits der Rämistraße, auf dem Gebiet der heutigen Bahnhofstraße weideten Ziegen und Schafe, und am Paradeplatz hielten die Bauern ihre Schweine feil.

Seither sind mehr als 150 Jahre vergangen. Das äußere Leben des Menschen hat sich grundlegend gewandelt, in diesen anderthalb Jahrhunderten wahrscheinlich ebenso sehr und ebenso tiefgehend wie in den vorangehenden anderthalb Jahrtausenden. Das Unterrichtswesen hat durch die Gründung und den Ausbau der Volksschulen einen gewaltigen Aufschwung genommen. Dennoch könnten die Worte Pestalozzis von einem zeitgenössischen Betrachter unseres Schulwesens stammen.

Die Schule, namentlich die Frage der höheren Bildung, steht gegenwärtig im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Von allen möglichen Seiten her, von der Industrie, die um ihren Nachwuchs bangt, von den Eltern, von den Behörden werden deutliche Zweifel an unserm Schulsystem laut. «Hat die Schule Schritt ge-

halten?», so lautet die Frage, oder: «Dient die Schule von heute der Welt von morgen?» «Gibt es auf dem Gebiet des heutigen Schulwesens», so könnte man ergänzen, um in Pestalozzis Bilde zu bleiben, «genügend Treppen, über die der Begabte ins obere Stockwerk der Bildung gelangen kann und sind diese Treppen vernünftig angelegt?» Dieser Aufsatz versucht, zur Diskussion dieser Fragen einige Gedanken beizutragen.

I. Lage

Die beiden Sechsklaßbuben Hans und Peter leben zufälligerweise in einer St. Galler Vorortsgemeinde, das Schulproblem aber, das durch sie veranschaulicht wird, besteht in der ganzen Schweiz.

Hans ist ein guter Schüler. Er kann zwar keinen Nagel gerade einschlagen, aber wenn es darum geht, einen Aufsatz zu schreiben «Wie ich ein Nistkästchen baue», erwirbt er sich das Lob des Lehrers. Auf Grund seiner formalen Intelligenz wird er ohne weiteres in die Sekundarschule aufgenommen. Peter hingegen, der handwerklich sehr geschickt ist, und der, allerdings ohne darüber fehlerfrei schreiben zu können, verschiedene Nistkästchen fachgerecht gebastelt hat, besteht die Aufnahmeprüfung nicht. Jähzornsanfall des Vaters, Tränen der Mutter, Zerknirschung des Knaben. Der Sekundarschule kann man keinen Vorwurf machen: Sekundarschulen sind Schulen mit deutlicher Betonung der Wissensfächer. – Grotesk wird die Situation drei Jahre später, wenn die beiden Knaben sich beim selben Schreinermeister um eine handwerkliche Lehrstelle bewerben: nun wird – Ausnahmen bestätigen die Regel – der Sekundarschüler Hans dem Primarschüler Peter vorgezogen.

Eine Stufe höher stellen sich ähnliche Probleme: sehr einseitig technisch begabte Gymnasiasten z. B. vermögen das Gymnasium (in ihrem Falle ist es Typus C, die Oberrealschule) nicht zu durchlaufen. «Ungenügend in Französisch und Deutsch», lautet das Verdikt. Sie können deshalb die Maturitätsprüfung nicht ablegen und nicht in die Technische Hochschule eintreten. Dies geschieht in einer Epoche, da die Technik der geschulten Kräfte dringend bedarf und da man von allen Seiten her nach Kadernachwuchs schreit.

Und noch ein drittes Beispiel: das 16jährige Stadtbernermädchen A, ist in der vierten Pri-

marschulklasse ein scheues, nicht unintelligentes, aber sehr zurückhaltendes und vielleicht auch etwas zurückgebliebenes Kind gewesen. Der Lehrer hat vom Übertritt in die Sekundarschule – die dort, wie in Basel, mit dem fünften Schuljahr einsetzt – abgeraten. Inzwischen hat sich A. nun aber sehr gut entwickelt und möchte gerne Lehrerin werden. Die Aufnahme in ein Seminar ist dem Buchstaben nach zwar möglich, aber da dem Mädchen die Kenntnisse vor allem in den Fächern Französisch und Mathematik fehlen, wird es die Aufnahmeprüfung ins Seminar nicht bestehen. Es ist in derselben Lage wie der Zürcher Automobilist, der im Stoßverkehr auf der Bellevuebrücke falsch eingespurt hat: es ist beinahe unmöglich auf die andere Spur hinüberzuwechseln.

Ihre Freundin B. (17jährig) umgekehrt war in der vierten Klasse schon ein recht vifer Fratz; sie besuchte dann die Sekundarschule und anschließend das Gymnasium. In zwei Jahren soll sie die Maturitätsprüfung bestehen. Die Schule langweilt sie, sie kommt schlecht und recht mit. Weil aber ihr ganzer Bildungsgang auf die Maturität und das Studium angelegt ist, weil ein Übertritt in eine berufsgerichtete Schule den «Verlust» von ein bis zwei Jahren zur Folge hätte, beharren die Eltern darauf, daß sie sich zur Maturität mitschleppen läßt.

Diese Beispiele ließen sich vertausendfachen. Sie zeigen, daß die heutige Schulorganisation in mancher Hinsicht nicht befriedigt, daß sie tatsächlich, wie man zu sagen pflegt, «den Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr genügt».

Wenn wir uns fragen, ob sich das ändern läßt, so wären zunächst einmal die Mängel des bestehenden Systems zu nennen, und zwar sine ira et studio, und von diesen Feststellungen aus sind dann einige Möglichkeiten der Lösung aufzuzeigen.

II. Mängel

Schatten über der Schule 1927/1961

1927 erließ Willi Schohaus im Schweizer Spiegel die Rundfrage «Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten?» Er faßte das Ergebnis später in seinem berühmt gewordenen Buche «Schatten über der Schule» zusammen. Das Buch ist in weiten Teilen eine wohlbegründete leidenschaftliche Anklage gegen Unzulänglichkeiten, Übergriffe und Stupiditäten

der Schule: gegen die Brutalität und Tyrannei einzelner Lehrer, gegen unnatürliche Verschulung, gegen das Diktat des Stoffes.

Seit dem Erscheinen des Werkes sind 30 Jahre vergangen. Dreißig Jahre sind eine Generation. Vieles hat sich seither gebessert: die Atmosphäre im Schulzimmer ist heiterer, das Verhältnis zwischen Lehrer und Kind ist gelöster und natürlicher geworden. Der Lehrer spielt nicht mehr die Rolle des allgerechten, unfehlbaren Gottes, des gewaltigen «Blitze schleudernden Zeus», vor dem das kleine schuldbewußte Schülermenschlein zitternd und zagend steht.

Dennoch gibt es auch heute eine drückende Schulnot. Es ist die Übertritts-Not. Alle Jahre wieder, kaum ist Weihnachten vorbei, setzt in unzähligen Familien ein großer, die ganze Familie zermürbender Nervenkrieg ein. «Reicht es für die Sekundarschule oder reicht es nicht?», «Wird das Kind die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium bestehen?», so lauten die bangen Fragen.

Gewiß gibt es Kinder, es sind die robusten, die frisch-fröhlichen Lebensbewältiger, die sich von der Übertritts-Situation nicht beeindruckt lassen. Andere, sensiblere, leiden entsetzlich unter dem Druck. Sie schlafen schlecht; sie sehen sich in Angstträumen unbekleidet vor finster blickenden Examinatoren stehen, unfähig, ein Wort des vorgelegten Gedichtes zu lesen. Einzelne resignieren: ich stelle mich nicht zur Prüfung. Andere kauen tagelang an der Enttäuschung, welche sie mit einem nicht fehlerlosen Viertklaus- oder Sechstklausdiktat ihren bange hoffenden Eltern bereiten mußten.

An dieser ungefreuten Situation, sagen viele Lehrer, ist nicht die Schule, sondern sind jene ehrgeizigen Eltern schuld, welche aus Prestige-Gründen ihre Kinder mit Gewalt in Mittelschulen hineinzwängen wollen, für die sie sich nicht eignen.

Ich glaube nicht, daß der Einwand stichhaltig ist. Wer wollte es einem Vater, der weiß, daß die Weiche nun endgültig und ein für alle Mal gestellt wird, und der feststellt, daß sein Sohn ohne Sekundarschulbildung Schwierigkeiten hat, Feinmechaniker, Schriftsetzer oder Briefträger zu werden, verübeln, wenn er alles unternimmt, um seinem Kinde nicht schon jetzt durch den Verzicht auf Sekundarschulbildung eine ganze Anzahl von Berufen praktisch zu verschließen.

Hier müssen wir einen Augenblick unter-

brechen, um dem vereinigten Chor der Schulinspektoren, Oberlehrer und Lehrergrößen den Einsatz zu geben zu dem bekannten Refrain «Der gute Primarschüler bewährt sich als Lehrling besser als der schlechte Sekundarschüler». Wir zweifeln nicht daran, daß diese Feststellung zutrifft, aber ebenso sicher ist, daß sie für den besorgten Vater des Viert- oder Sechstkläßlers, der für seinen Sohn mit dem Nichtbestehen der Aufnahmeprüfung unzählige Berufswahlmöglichkeiten bachab schwimmen sieht, einen schwachen Trost bedeutet; ganz abgesehen davon, daß der sich in der Lehre gut bewährende Primarschüler kaum schlechter wäre, wenn er die Sekundarschule besucht hätte.

Ich glaube nicht, daß es möglich oder auch nur wünschenswert wäre, den Kindern alle Härten des Lebenskampfes zu ersparen. Ich bin im Gegenteil der vielleicht etwas altmodischen Ansicht, man dürfe auch von Kindern eindeutige Leistung und restlosen Einsatz verlangen. Ihnen aber im zehnten oder zwölften Altersjahr eine Prüfung aufzuerlegen, welche in wenigen Stunden das Leben entscheidend wendet, bedeutet in sehr vielen Fällen eine unverantwortbare und große seelische Nöte bereitende Härte.

Warum kann sich das heutige System trotz dieser offensichtlichen Mängel halten?

Ich hätte mir gewünscht, mein Aufsatz könnte im Herbst veröffentlicht werden. Da er nun im Frühling erscheint, fällt er mitten in die jedes Frühjahr die Gemüter erheizende Diskussion der Übertrittsfragen. Es ist eine sehr dornenvolle und unbefriedigende Diskussion; nicht deshalb, weil Schulfragen nicht diskutiert werden könnten, sondern weil Affektgeladenheit, verletzter Elternstolz und Pädagogenempfindlichkeit die Atmosphäre vergiften.

Daß das jetzige System trotz aller Diskussionen kaum geändert wird, liegt nicht daran, daß es die bessern Argumente für sich hat. Das hat andere Gründe:

An dem jedes Jahr aufs neue entbrennenden Streit sind stets wieder andere Eltern beteiligt. Solange ihr eigenes Kind betroffen ist, setzen sie sich leidenschaftlich für neue, bessere Lösungen ein. Ist ihr Kind dann durch die Mühle, senden sie ein dankbares Stoßgebet zum Himmel und überlassen den unerquicklichen Kampfplatz gerne den andern. So kommt es in der unendlichen Flut der Worte zu sehr wenig Taten. – Das System gleicht einer Festung,

die jedes Jahr von einer Schar vorbeiziegender Streiter angegriffen wird. Diese Streiter ziehen dann aber in der Regel, bevor die Hilfstruppen des folgenden Frühjahrs anrücken, unverrichteter Dinge weiter. Würden die angreifenden Scharen sich vereinen, könnte die Festung auf die Dauer gewiß nicht standhalten.

Ebenso entscheidend ist etwas anderes: Naturgemäß sind es die Eltern der zurückgebliebenen oder gefährdeten Kinder – schlicht und ohne Umschweife ausgedrückt, die Eltern der Schuldümmern – welche sich gegen das System auflehnen. Und wer ist gerne mit den Dummen, den Erfolglosen solidarisch? Kein Vater tritt gerne im Zusammenhang mit einem Mißerfolg seines Kindes an die Öffentlichkeit. –

Die Weichenlosigkeit

Neben der Übertrittsmisere weist unser Schulwesen, wie die Eingangsbeispiele zeigen, noch andere Mängel auf. Besonders übel dran ist in unserem Unterrichtssystem ein Kind, das aus irgendwelchen Gründen «falsch eingespurt» hat. Unsere einzelnen Schultypen, die Primaroberschule, die Sekundarschule und das Progymnasium oder Gymnasium sind parallelen Schienensträngen ohne Weichen zu vergleichen.

Selbst innerhalb des Gymnasiums ist es ausserordentlich schwierig, von einem Typus auf den andern hinüber zu wechseln. Fast in jedem Notenkonzentrat jeder schweizerischen Mittelschule beispielsweise kommen Fälle von Gymnasiasten zur Sprache, denen man auf Grund von Begabung und Leistung anraten möchte, vom Gymnasium auf die Oberrealschule hinüber zu wechseln. Stets bleibt dabei ein Gefühl der Unbefriedigtheit zurück, wenn man hört, welch großes Pensum solche Schüler dann in den Fächern Geometrie, Französisch usw. nachzuarbeiten haben. Häufig werden Stimmen laut, die feststellen, daß der betreffende Schüler einer solchen Belastung kaum gewachsen sein werde.

Wenn selbst der Wechsel des Typus innerhalb eines Gymnasiums nicht leicht ist, wieviele Schwierigkeiten muß dann der Übertritt von einer Schule in eine andere bereiten.

Die Folge davon ist, daß es häufig vorkommt, daß die Lehrerschaft einer Mittelschule einem dreizehnjährigen Knaben oder Mädchen die akademische Laufbahn – endgültig! – verbauen muß, manchmal deshalb,

weil die jungen Leute im wilden Wirbel der Pubertätsschwierigkeiten ihre Schulleistungen in einzelnen Fächern haben sinken lassen.

Carl Spitteler hat in seinem Essay «Die jugendliche Gärung» diesem Gedanken folgendermaßen Ausdruck gegeben: «Unter den mannigfachen Ursachen des Unbehagens – man darf meiner Ansicht nach auch sagen des Unglücks der Schuljugend, scheint mir die wichtigste die, daß die Natur sich nicht um die Erlasse der Erziehungsbehörden kümmert. Die Natur ist durch und durch unpädagogisch. Gerade dann, wenn es sich darum handelt, sich mit Anspannung aller Kräfte einzig um das Maturitätsexamen zu bemühen, beginnt sie im Körper der Jungen Unordnung zu stiften».

Eine fortschrittliche Schulorganisation muß diesen entwicklungspsychologischen Schwierigkeiten Rechnung tragen, indem sie dem Einzelnen den in den ersten Jahren der Pubertät verpaßten Anschluß an die Mittelschulbildung ermöglicht, ohne daß die Schwierigkeiten so groß werden, daß nur Willens-Titanen sie bewältigen können.

Sorgenkind Primar-Oberstufe und Zwitterwesen Sekundarschule

Die Gründer unserer Volksschulen waren die Demokraten und die Rationalisten. Man erhoffte von der Schulung des Volkes zweierlei: Die Schule sollte dem Vaterland bessere Bürger liefern – das war die Hoffnung der Demokraten – und außerdem glaubte man, den Menschen via Bildung zu Glück und Seelenheil führen zu können – das war die Hoffnung einer rationalistischen Epoche.

Die allgemeine Volksbildung gelangte im 19. Jahrhundert ins Fahrwasser der stürmischen technischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Wir können es ihr nicht übelnehmen, daß sie in naiver Freude an der Technik und im Geiste weltweiter Offenheit den herandrängenden Wissensstoff in ihr Programm aufnahm. Es erwies sich als notwendig, Sekundarschulen zu gründen. Sie waren gedacht als Schule für eine gewisse geistige Elite, für Kinder, die den Anschluß an die Gymnasien suchten und solche, die – ohne eine höhere Schule besuchen zu wollen – eindeutige geistige Interessen hatten. Das Bildungsprogramm der Sekundarschule wurde auf diesen Schülertypus abgestimmt.

Die Wandlung der soziologischen Struktur

des Volkes, die mit der Technisierung parallel ging, brachte es aber mit sich, daß bestimmte Berufe – je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr – den Besuch der Sekundarschule voraussetzten. So kam es, daß die Sekundarschule zu einer eigentlichen Volksschule wurde, ohne daß sie ihr der Elite angemessenes Bildungsprogramm der neuen Situation angepaßt oder es durch ein Wahlfachsystem geschmeidiger gemacht hätte. – Ein großer Teil der heutigen Sekundarschüler hat kein inneres Verlangen nach der an ihrer Schule vermittelten Bildung.

Aber auch die Primarschule konnte der Früchte der Trennung nicht richtig froh werden:

Die Primaroberstufe läuft Gefahr, in manchen Kantonen immer mehr zu einer Art Abstell-Geleise zu werden, zu einer Schule mindern Ranges, zu einer ausgepowerten Bewahrungsanstalt der Schulmüden. Zwar versucht man in einzelnen Kantonen den Schwierigkeiten zu begegnen: Im Kanton Thurgau zum Beispiel im Anschluß an die vorzügliche Schrift von Willi Schohaus «Aufgabe und Gestaltung der Abschlußklassen», im Kanton Bern durch eine strengere Auswahl der Sekundarschüler als anderswo, im Kanton Zürich durch die Schaffung der aufs Handwerkliche ausgerichteten Oberschule. Es scheint aber, der Zeitpunkt sei gekommen, da Pflasterchen nicht mehr genügen. Eine grundlegende Umwandlung tut not.

Brachliegende Kräfte

Die Frage, wie schwierig es ist, einen einmal eingeschlagenen Berufsweg zu verlassen und einen neuen zu beschreiten, ist nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch soziologisch von grundlegender Bedeutung.

Mancher äußerst begabte Schüler verliert bei uns den Anschluß an die akademische Laufbahn, weil sich seine Eltern aus finanziellen Gründen nicht entschließen können, den 12jährigen in einer Mittelschule eintreten zu lassen, in eine Schule, deren Besuch im Hinblick auf die Berufs-Vorbereitung nur dann sinnvoll ist, wenn der Schüler die sechseinhalb Jahre bis zur Maturität durchsitzt und dann noch weitere vier bis sechs Jahre Hochschulstudien anschließt.

Falls man den Anschluß ans akademische Studium noch im fünfzehnten, sechzehnten oder siebzehnten Altersjahr erlangen kann,

und wenn man umgekehrt ohne großen Zeitverlust von der Vorbereitung auf die Matur auf ein anderes Berufsgeleise hinüberwechseln kann, haben einerseits begabte junge Leute aus unbemittelten Schichten eher den Mut, ein akademisches Studium in Angriff zu nehmen, und andererseits halten die andern, welche sich fälschlicherweise zum Akademiker berufen fühlten, nicht so zäh an der eingeschlagenen Berufsrichtung fest.

In jeder größeren Schweizerstadt läßt sich die Beobachtung machen, daß aus den Primarschulhäusern, die in sozial gehobenen Quartieren liegen, ein überdurchschnittlich hoher Prozentsatz von Schülern in die Mittelschule aufrückt. Kein vernünftiger Mensch meint, die Kinder jener Väter, die eine gewisse Einkommensklasse erreichen, seien gescheiter als die übrigen. Was den Knaben und Mädchen aus sozial höher gestellten Kreisen hilft, den Schritt in die Mittelschule zu tun, ist zum Teil ihr Milieuvorsprung: die Summe jener Anregungen, Belehrungen, Förderungen und Fertigkeiten, vermittelt durch Tischgespräch, privaten Musikunterricht, Bildungsreisen usw., wie ein gewisser Lebensstandard sie mit sich bringt.

Es ist kein Auswahlssystem denkbar, in dem sich die Intelligenz vom Milieuvorsprung trennen läßt. Aber etwas ist eindeutig: Je älter das Kind wird, desto stärker fällt seine persönliche Intelligenz ins Gewicht. Die leider ach so endgültige Trennung schon nach der vierten oder sechsten Klasse benachteiligt die begabten Kinder aus den sozial weniger gehobenen Schichten und stellt damit eine Nichtnutzung von Talenten dar, die wir uns nicht mehr leisten dürften.

Jedermann weiß, daß die Schweiz als Industriestaat, der von der hohen Qualität seiner Erzeugnisse lebt, darauf angewiesen ist, gut ausgebildete Fachleute nachzuziehen. Der Mangel an Akademikern und Technikern wird in unserm Land in den nächsten Jahren katastrophale Formen annehmen.

Der Delegierte für Arbeitsbeschaffung, Dr. Fritz Hummler, ist der Ansicht, daß es sowohl im Arbeiterstand wie auch im Bauernstand und am deutlichsten in der Bergbevölkerung Reserven an vitalen und begabten Kindern gibt, die das heutige Schulwesen für die Weiterbildung nicht zu erfassen vermag.

Obwohl der Mangel an Technikern und Naturwissenschaftlern am deutlichsten in die Augen springt, geht es beim Nachwuchsproblem

keineswegs nur um vermehrte Berücksichtigung der technischen Begabung; es geht um die Erweiterung der Rekrutierungsbasis.

Die Mängel zusammenfassend: Unser Schulsystem legt den ersten grundsätzlichen Berufswahlentscheid ins zehnte oder zwölfte Lebensjahr. Das ist zu früh, vor allem deshalb, weil die Trennung endgültig ist und keine Weichen erlauben, vom gewählten Schultypus auf einen andern hinüber zu wechseln. Das unbewegliche System der untern Mittelschulen überfordert die auf einen praktischen Beruf Ausgerichteten und unterernährt die wissenschaftlich Interessierten. Unsere Schulorganisation vermag in einer Zeit, da man auf jede einzelne geschulte Kraft dringend angewiesen ist, einen großen Teil der Begabten für die höhere Bildung nicht zu erfassen.

III. Lösung

Unser dritter Untertitel erweckt falsche Vorstellungen. *Die* Schulreform, die all unsere Probleme und Schwierigkeiten ein für alle Mal lösen könnte, gibt es nicht. Von allen Formen des modernen Aberglaubens ist der Aberglaube in die Organisation wahrscheinlich der verbreitetste, jene Irrlehre nämlich, die Menschheitsprobleme ließen sich lösen, wenn ein paar besonders pfiffige Köpfe auf die richtigen organisatorischen Tricks verfielen. Auch die denkbar beste Schulorganisation ist nicht eine Heilsbotschaft, sondern Menschenwerk mit Unzulänglichkeiten und Fehlern. Diese Einsicht darf uns aber gewiß nicht davon abhalten, nach einer bessern Lösung zu suchen.

Schulen sind Bildungsstätten. Der Wert einer Bildung hängt nicht von ihrer unmittelbaren Gebrauchsfähigkeit ab. Die Antwort auf die Frage, wie die Schule beschaffen sein muß, damit sie dem Menschen hilft, seiner wahren Bestimmung gemäß zu leben, gibt weder die Psychologie noch die Soziologie, noch kann sie ein noch so gewiegter Schul-Organisator geben. Alle Bildungsprobleme sind Weltanschauungsprobleme. Es geht dabei um unser Menschenbild, um ein religiöses oder philosophisches Anliegen also. Die Frage nach dem einzuschlagenden Weg – nach der besten Schulorganisation unter anderem – ist sinnlos, solange man nicht weiß, wohin man gehen will. Besinnung auf die Aufgabe der Schule ist deshalb stets auch Erörterung der letzten Werte des menschlichen

Lebens. Alle jene Strömungen, welche der Schule dienen, indem sie um die Wiedergewinnung der Werte ringen, indem sie die Frage stellen nach dem Sinn des Lebens, verdienen unsere Unterstützung. Es wäre eine unerlaubte Vereinfachung, würde man aus der Tatsache, daß die gegenwärtige Schule der Technik und der Industrie zu wenig Nachwuchs liefert, schließen, die Schule versage.

Schulen sind aber nicht nur Bildungsstätten. Sie erfüllen eine soziologische, eine wirtschaftliche Aufgabe. Sie sind verzahnt ins Getriebe des modernen Lebens. Ihre unmittelbaren, gegenwartsgebundenen Tagesaufgaben und ihre Abhängigkeit von der modernen Gesellschaftsordnung außer acht zu lassen, geht nicht an, so wenig wie es angeht, beim Bau eines modernen Beton-Hochhauses den Lift wegzulassen, weil einem eine schön geschwungene Holztreppe eigentlich sympathischer ist.

Niemand wird erwarten, daß sich im Rahmen eines Zeitschriften-Artikels eine hieb- und stichfeste Lösung des Schul-Problems nennen läßt, welche nicht viele Fragen offen ließe und welche nicht viele Angriffspunkte böte. Aufzeigen läßt sich lediglich die Richtung, in der meiner Ansicht nach die Lösung gefunden werden muß:

Unser Schulwesen fußt auf der Formel: Differenzierte Schulen mit einheitlichem Stundenplan. Die Formel, die ich mir – auf lange Sicht – wünschte, wäre: Einheitsschule mit individuell differenzierten Stundenplänen.

Praktisch bedeutet das, daß alle bildungsfähigen Schüler während acht oder neun Jahren dieselbe Schule besuchen, daß aber von der fünften oder sechsten Klasse an eine Differenzierung im Stundenplan einsetzt:

Um einen Kern von verbindlichen Fächern lagert sich ein Ring von Wahlfächern, d. h. von Möglichkeiten, aus denen jeder Schüler eine Anzahl auswählen *muß*, und schließlich ein zweiter Ring von Freifächern, aus denen man das Gewünschte oder für den künftigen Beruf Erforderliche auswählen *kann*. Die Einheitsschule übernimmt die Aufgaben der Primaroberstufe, der Sekundar-, Real- und Bezirksschulen sowie der Progymnasien. Der Abschluß dieser Schule in einzelnen von den Mittelschulen zu bestimmenden Fächern berechtigt zum – vielleicht prüfungsfreien – Übertritt in die Mittelschule.

Für die Gymnasialstufe selbst ist eine ähnliche Entwicklung anzustreben: Angleichung

der Mittelschultypen bei stärkerer Differenzierung der einzelnen Stundenpläne. Verbunden damit wäre wohl auch die Schaffung einer neu-sprachlichen Matura, mit Hauptgewicht auf den modernen Fremdsprachen, einer *gleichberechtigten* lateinlosen Oberrealmatura, vielleicht auch die Anerkennung eines musischen Zweiges des Gymnasiums. Wir sehen die Lösung aber nicht darin, daß man für diese neuen Zweige der Maturitäts-Vorbildung neue Schulen errichtet, sondern eben darin, daß man das Freifach- und das Wahlfachsystem ausbaut, und auf diese Weise innerhalb der bestehenden Schulen den einzelnen Schülern verschiedene, ihrem Wesen und ihrer Begabung angepaßte Bildungsprogramme ermöglicht.

Die Vorteile einer solchen Lösung liegen auf der Hand:

Der einzelne Schüler wird nicht mit 10 oder 12 Jahren endgültig kategorisiert, abgestempelt und auf ein bestimmtes Geleise geleitet. Die Auswahl der Begabten – auf die kein System verzichten kann – erfolgt auf Grund der Unterrichtserfahrung im 7.–9. Schuljahr. Verpaßter Einstieg in die für höhere Schulung notwendigen Gebiete, in das Fach Latein zum Beispiel, ist leichter wieder gutzumachen. Das neue System erweitert die Rekrutierungsbasis für die höhere Bildung; es ist zudem geschmeidiger und paßt sich den Bildungswünschen des einzelnen besser an.

Der uns zwar gewiß nicht verpflichtende, aber stets aufschlußreiche und anregende Blick über die Grenze zeigt, daß viele europäische Länder die Lösung in der gleichen Richtung suchten und fanden, wie wir sie hier vorschlagen. Deutschlands neuer «Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemein-bildenden öffentlichen Schulwesens» sieht vor, die Schultypen grundsätzlich zwei Jahre später zu trennen als bisher und die Oberstufe der Volksschule zur «Hauptschule» zu vereinheitlichen. Dänemark schuf eine neue Schulorganisation, welche die alte Ordnung, die Schulzweige nach der vierten Klasse zu trennen, abschaffte und welche die erste Übertrittsprüfung erst nach dem neunten Schuljahr vorsieht.

Das Schulwesen Amerikas und Kanadas, das ich aus eigener mehrjähriger Anschauung kenne, fußt seit etlichen Jahrzehnten auf dem Einheitsschul-Gedanken. Es gibt dort nur einen einzigen Sekundar- und Mittelschultypus, die High School, die von allen Kindern, aber

mit sehr stark differenzierten Bildungsprogrammen besucht wird. Wenn gerade in den letzten Jahren an den Ergebnissen des Unterrichts in Amerika Kritik geübt wurde (Sputnik lehrt lernen!), so denkt doch niemand daran, den bewährten Grundgedanken der als demokratisch empfundenen Einheitsschule aufzugeben.

IV. Widerstände

Die Schweiz ist mit Recht stolz darauf, gute Schulen zu haben. Aber die Ruhe auf den pestalozzianischen Lorbeeren wäre gefährlich. Es ist deshalb erfreulich, daß sich gegenwärtig viele Kreise um die Lösung von Schulfragen bemühen.

Die einzelnen Schul-Diskussionen allerdings sind häufig unerquicklich. Weil die Schule in alle Bezirke des Lebens eingreift, wälzen sie stets eine ungeheure Fülle von Stoff um. Sie geraten vom Hundertsten ins Tausendste, aber selten zu einer Konzeption. Sie gleichen einem Windstoß, der in einen Laubhaufen fährt, und sich erschöpft, indem er alles Laub wild durcheinanderwirbelt.

Das hängt auch damit zusammen, daß in der Schweiz in Schulreform-Fragen, ähnlich wie in Armee reform-Fragen, die Stimme der Fachleute wenig gilt, weil es *nur* Fachleute gibt: Wer einst zur Schule ging, wer ein Kind gezeugt hat oder zu zeugen gedenkt, fühlt sich berufen, mitzureden.

Auch für und gegen die von uns vorgeschlagene Lösung ist manches schon gesagt worden. Wir beschränken uns auf ein paar wesentliche Punkte:

Stark engagiert sind in der Diskussion die Gymnasien. Nachdem jene Generation von Gymnasialgewaltigen, deren Lebensaufgabe darin bestand, die Gymnasialreform zu verhindern, langsam aus Amt und Würden fällt, beginnt auch an einzelnen schweizerischen Mittelschulen ein frischerer Wind zu wehen.

Die Frage, ob und auf welche Weise die Bildungspläne der Mittelschulen den Anforderungen des technischen Zeitalters anzupassen seien, kommt in den Reihen der Gymnasiallehrerschaft nicht mehr zur Ruhe.

Es ist mir kürzlich die Entgegnung eines Gymnasiallehrers unter die Augen gekommen,

Foto: Oskar Brunner
Die Reklametafel

der sich kritisch mit dieser Forderung auseinandersetzt.

Er schlägt vor, daß der Unterricht in alten Sprachen künftig freiwillig sei und stellt in bezug auf die verbleibenden Lateinschüler fest:

«So blieben einer vielleicht eher etwas kleiner werdenden Elite die reichsten und fruchtbarsten Bildungsmöglichkeiten erhalten. Es gilt heute die Zitadelle zu halten; da sind wir vielleicht genötigt, die eine oder andere Vorstadt zu verbrennen.»

Soweit es sich um den Inhalt des Vorschlags handelt, hat der Mann wohl recht. Nur will einem scheinen, die Formulierung sei reichlich üppig, und das ein gewaltiges Ringen um Sein oder Nicht-Sein der Mittelschule heraufbeschwörende martialische Bild sei eine unerlaubte Dramatisierung der Wirklichkeit:

Es gibt selbstverständlich den Typ des geistig lebendigen Gymnasiasten, mit echter Freude an den alten Sprachen, mit wachem Interesse für Geschichte und Literatur und zugleich fasziniert von den Erscheinungen der Naturwissenschaften. Vorwiegend gibt es ihn in der Vorstellung von Maturarednern, daneben kommt er aber auch in Wirklichkeit vor. Aber er ist bei weitem nicht die einzige Form des schweizerischen Mittelschülers. Ein großer Teil der gymnasiastischen Zitadellenkrieger sind alles andere als herrliche Fackelträger humanistischer Geistigkeit. Es sind zum Teil mühsam mit teuren Privatstunden sich über Wasser haltende Söhne mehr oder weniger wohlhabender Väter oder ehrgeiziger Mütter, oder Höhere Töchter, welche noch mit der einen Hälfte ihres Wesens die Schulbank drücken, während die andere Hälfte bereits vom Strudel des Lebens erfaßt ist.

Es wäre ebenso leicht wie unfair, das ehrliche Bemühen der schweizerischen Gymnasien, eine von ihrem Bildungsprogramm her zu verantwortende Lösung zu finden, mit ein paar Sätzen abtun zu wollen. Meine Bemerkungen wollen lediglich ein Hinweis sein auf die Gefahr, die Realität nicht sehen zu wollen.

Die Frage der Nivellierung

Keine Schulorganisation kann die Unbegabten begabt, die Langweiligen spritzig, die Trägen einsatzfreudig oder die Schulmüden eifrig ma-

chen. Wo's nicht am Holz liegt, gibt's keine Pfeife. «Deshalb kann man», sagen die Gegner der Einheitsschule, «wenn man das Niveau der Sekundarschule zu halten bestrebt ist, die weniger Begabten oder Trägen nicht in der gleichen Klasse ausbilden, wie die intelligenten und fleißigen. Wenn der Lehrer gezwungen wird, in einzelnen obligatorischen Fächern sehr viele Schüler von ganz unterschiedlicher Begabung mitzunehmen, ist nur eine Anpassung nach unten denkbar, also eine Senkung des Niveaus. Das Hinaufdrängen aller zur gehobenen Schule schafft eine ungeheure Bildungslücke.»

Kein ernsthafter Verfechter der Einheitschulidee wird diesen Einwand leicht nehmen können. Eine Nivellierung nach unten ist das letzte, das eine sinnvolle Schulreform dulden darf.

Ich glaube, die Nivellierung kann vermieden werden von jenem Moment an, da man sich befreit von der Vorstellung, daß innerhalb eines Faches allen Schülern genau dieselben Aufgaben zu stellen sind. Wo der Lehrer eine nicht allzu große Klasse zu betreuen hat, ist es durchaus möglich, daß er auf die individuelle Begabung des einzelnen Schülers eingeht und seine Anforderungen darauf einstellt. Das Prinzip der Einheitsschule ist nur verantwortbar, wenn es verbunden ist mit der Sonderförderung der Begabten. Dabei bietet sich gerade an den großen Schulen die Möglichkeit, über die Jahrgänge hinwegreichende Begabungsklassen zu bilden und mit ihnen zusätzliche oder vertiefende Stoffe zu behandeln. Die Geschmeidigkeit, die wir von der gesamten Organisation erwarten, muß auch innerhalb der Klassen gelten: Lockerung der Klassenfront, Durchbrechen des starren Gleichheitsprinzips.

Mit andern Worten: Das Hinaufdrängen aller zur gehobenen Schule schafft nur solange eine Bildungslücke, als diese gehobene Schule ihre Bildung in starrer Weise als Konfektionskleid ohne Abänderungsmöglichkeiten anbietet. Wo man sich um Maßanzüge der Bildung bemüht, gewinnt durch das Einheitssystem nicht nur der Unbegabte, sondern auch der Begabte.

Ein Selbstbedienungs-Restaurant?

Das Freifach- und Wahlfachsystem, sagen die Gegner, erinnert an ein Selbstbedienungsrestaurant: Jedermann schiebt sein Tablett vor sich her und wählt, was ihm gerade in die Augen sticht. Und man kann täglich beobachten,

Foto: Dr. E. Menghini
Der Denker

wie das Menu aussieht, das sich die Sechzehnjährigen zusammenstellen: Ananassaft, Rohschinken, zwei Stück Kuchen und drei Flaschen Coca-Cola. Etwa im gleichen Sinne stellt im Freifachsystem ein unerfahrener Jugendlicher seinen Stundenplan zusammen.

Etwas anders formuliert lautet der Einwand so: Ist im vorgeschlagenen Schulsystem, das nur wenig allgemein verbindliche Fächer kennt, nicht jeder Willkür in der Auswahl des Bildungstoffes Tür und Tor geöffnet? Führt das nicht dazu, daß junge Leute die Schule verlassen, ohne eine Ahnung davon zu haben, warum es bei einer elektrischen Klingel oben läutet, wenn man unten auf den Knopf drückt, oder ohne je etwas von Martin Luther und der Reformation gehört zu haben?

Solche Fragen, so einleuchtend sie auf den ersten Blick scheinen, sind weniger berechtigt, als man annimmt; deshalb nämlich, weil auch unsere jetzige Auswahl der Lehrfächer und die Auswahl des Stoffes innerhalb eines Lehrfaches willkürlich ist. Gewiß ist es so, daß sich durch die jahrhundertelange Erfahrung und Tradition im europäischen Schulwesen allmählich eine Gruppe von Lehrfächern herauskristallisiert hat, welche im Schüler das Verständnis der Welt und des Menschen fördert. Aber unser obligatorischer Lehrplan ist nur eine von vielen möglichen Lösungen.

Wir laufen alle Gefahr, immer wieder zu vergessen, daß unsere Auswahl – trotz Tradition – keineswegs in den Sternen geschrieben steht. Die Welt ist so unermesslich reich an Erscheinungsformen, daß es schlechthin unmöglich ist, sie im Lehrplan alle zu berücksichtigen.

Die entscheidende Bildungsaufgabe der Schule besteht darin, die Menschen bildungshungrig und bildungsbereit zu machen. Bereitschaft ist alles. Wir müssen uns frei machen von der Idee, die gesamte Bildungsarbeit ins Kindesalter hineinzwängen zu wollen.

Wie kann man den Menschen bildungsbereit machen? Indem man ihn nicht überfüttert und indem man auf seine Interessen eingeht. Statt dessen gleicht die Schule, namentlich die höhere Schule, noch zu sehr einer schwerhörigen alten Dame, die fortwährend Antworten von sich gibt auf Fragen, die ihr gar niemand gestellt hat. Es ist meine Überzeugung, daß die

Schule aus dem Anwachsen des Bildungstoffes ins Unendliche, aus der Einsicht, daß auch das verbindliche Fächersystem eine willkürliche Auswahl darstellt, sowie im Blick auf die künftige Freizeitgestaltung ihrer Schüler, die Konsequenz ziehen sollte, Freifächer und Wahlfächer zu vermehren.

Im Wahlfach trifft man den «Bildungsnerf» des Schülers. Das Wahl- oder Freifach Dramatik zum Beispiel ist die Brücke vom Schulfach Literatur zum Theater als Liebhaberei, der freie Kurs in Möbel-Stilkunde die Brücke vom Schulfach Geschichte zu bescheidener eigener Sammeltätigkeit. Daß es Schüler gibt, die solcher Brücken nicht bedürfen, sagt nichts aus gegen deren Wünschbarkeit.

*

Wer sich in einem Zeitschriften-Artikel mit der Neugestaltung des Bildungssystems auseinandersetzt, kommt sich manchmal vor, wie Herkules im Kampf mit der Hydra. Jede Frage, die er glaubt beantwortet zu haben, ruft neun weitere Fragen auf den Plan, und ungezählt sind die Möglichkeiten, das Dargelegte mißzuverstehen und mißzudeuten.

Darum muß zum Schluß nochmals mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Es geht nicht darum, analog dem Propagandaslogan «Das ganze Volk fährt Ski» den Wahlspruch ins Land hinauszuposaunen: «Das ganze Volk geht in die Höheren Schulen». Es geht nicht darum, Sturm zu laufen gegen die notwendigen Härten intellektueller Zucht. Es geht nicht darum zu verlangen, daß die Mittelschulen ihre Anforderungen verkleinern oder ihr Niveau senken. Ich habe als Universitätslehrer jenseits des Atlantik drei Jahre lang mitgeholfen, erbärmliche Lücken im Schulsack der dortigen Maturanden zu stopfen, und niemand kann wünschen, daß in der Schweiz Ähnliches zu geschehen hat.

Es geht lediglich darum, zu einem geschmeidigeren Bildungssystem zu gelangen, das, ohne die Bildungslüge einer einheitlichen Höheren Bildung für alle zu schaffen, die vorhandenen Kräfte der Jugend bestmöglich fördert und mithilft, daß unser Land im Umbruch der Zeit seinen Platz behaupten kann.